

Somm

Hubacher war links, als es etwas kostete, links zu sein



In meiner Zeit als Chefredaktor der «Basler Zeitung» feierten wir jeden Sommer ein grosses Fest, zu dem wir auch unsere Kolumnisten und andere Zugewandte einluden, und weil in Basel nichts geheim blieb, war klar, dass wir unseren Gästen damit auch ein Bekenntnis zu einer Zeitung abverlangten, die nicht in allen Kreisen beliebt war, besonders unter Linken nicht. Wer kam, stand zu uns; wer sich entschuldigen liess, hatte Besseres zu tun oder genierte sich. Helmut Hubacher kam immer. Er ragte meistens irgendwo in der Mitte und scharte um sich Junge und Alte, die ihn bewunderten und befragten, er diskutierte und lachte, hörte zu und ermahnte: Die BaZ kreiste um ihn, und er blieb meistens länger als viele, die jünger waren, aber nicht das gleiche Stehvermögen aufwiesen wie der alte Mann.

Obwohl wir alle seit längerem damit rechnen mussten, kam sein Tod, der ihn diese Woche ereilte, doch zur Unzeit. Was sind 94 Jahre bei einem Menschen, der so lebendig, so klug, so streitbar, so erfahren, so liebenswürdig war? Als ich ihn das erste Mal in meiner Funktion als Chef der BaZ traf, sagte ich ihm, ich wünschte ihm ein ewiges Leben, denn so müssten wir nie auf seine ausgezeichnete Kolumne verzichten, die er seit Jahren für die BaZ schrieb. Er lachte – und dabei war uns beiden klar, dass wir es ernst meinten. Das ewige Leben: Er hätte es verdient. Er war ein brillanter Journalist, nicht nur, weil er so schreiben konnte, dass ihn auch alle verstanden, der Professor genauso wie der Trümführer, sondern, weil er auch immer wusste, was er sagen wollte. Das ist nicht selbstverständlich in unserem Beruf. Und Hubacher hatte sehr viel zu sagen.

Was mich am meisten zu ihm hinzog, war diese Brutalität und Herzlichkeit zugleich, mit der er Feind und Freund behandelte. Wenn es je einen Menschen gab, der genauso gut austeilen konnte, wie er einsteckte, dann, so schien es mir, war das Hubacher. Ich verehrte ihn dafür. Die Gleichmut, mit der er im Hagel stand, das Feuer, das ihn ergriff, wenn er zurückschoss. Woher diese Kraft? Sicher lag das daran, dass er als Politiker eine Schweiz erlebt hatte, die es nicht mehr gibt: die Schweiz des Kalten Krieges, wo die Bürgerlichen mit so flächendeckender Mehrheit und blasierter Selbstverständlichkeit regierten, dass man sich anstrengen musste, wollte man als Linker nicht untergehen. Als Hubacher 1963 als jüngster Nationalrat nach Bern kam, war die SP hier zwar eine grosse Partei, aber bloss geduldet. Wer für die SP politisierte, lernte deshalb kämpfen – aus einer Position der Schwäche heraus, als Minderheit, die nur dann angehört wird, wenn sie Krach macht. «Schampar unbequem», wie Hubacher später einmal drohen sollte, war seine SP immer, solange er Präsident war, «schampar unbequem» war vor allem er. Oft hatte er mehr Mut als seine ganze Partei.

Hubacher war ein Linker, als es noch etwas kostete, links zu sein. Für seine Überzeugung, aber auch seine polemische Lust und seinen Drang nach Macht, zahlte er einen hohen Preis: Nie wurde er in ein Exekutivamt gewählt, nie hätte man ihm das Land anvertraut, nie wäre ihm eine Stelle in einem grossen Unternehmen angeboten worden. Sein Führungstalent, seine Ausdauer, seine Intelligenz waren nicht gefragt in der bürgerlichen Schweiz, solange er sich als Chef der Opposition betätigte. Sozialdemokraten galten als Aussätzige, sie standen im Verdacht, an politischer Lepra zu leiden.

Was bleibt? Historisch betrachtet zählt Hubacher zu den prägenden Schweizer Politikern des 20. Jahrhunderts. Am meisten erreichte er vielleicht für seine Partei. Hubacher führte die SP von 1975 bis 1990, einer entscheidenden Phase in der Geschichte der Partei. Es drohte eine feindliche Übernahme. An den Toren rüttelten damals die 68er, wilde, junge Linke, die auf radikalen Wandel drängten und damit die Basis der Partei, gutmütige, etwas biedere, vor allem konservative Arbeiter, erschreckten. Hubachers Verdienst lag darin: Dass er, der Nicht-Akademiker, das Scheidungskind aus einer Arbeiterfamilie, die 68er in der Partei stark machte, ohne dass sie dies zerrissen hätte. Womöglich gelang ihm das fast zu gut. Heute ist die SP eine Partei der Akademiker, keine Partei der einfachen Leute mehr – also jener Leute, für die Hubacher jederzeit sein Leben eingesetzt hätte.

Helmut Hubacher, ein grosser Schweizer, ist am Mittwoch in Pruntrut gestorben.

Markus Somme, Autor der Sonntagszeitung

Die andere Sicht von Peter Schneider



Spaniens Ex-König Juan Carlos auf der Jagd in Botswana

Foto: Dukas

Warum die Grippeimpfung bei Kindern sinnvoll ist

Anders als bei Covid-19 gibt es bei der Influenza eine Impfung und dadurch die Möglichkeit, die Schwächsten zu schützen. Worauf warten wir also noch?, fragt Fabienne Riklin

Für Verschwörungstheorien ist in den bevorstehenden Herbst- und Wintermonaten keine Zeit. Wenn Corona-Patienten und Grippe-Infizierte das Gesundheitswesen belasten und dadurch der zweite Lockdown droht, sind Fakten und wissenschaftliche Untersuchungen gefragt. Und die lassen keine Zweifel offen.

Während Kinder nur leicht an Covid-19 erkranken und das Coronavirus schlecht übertragen, kann sie eine Grippe schwer treffen. Zudem sind Kinder oft Überträger der Influenzaviren und Treiber der Grippewelle.

Deshalb rät das Bundesamt für Gesundheit, dass sich in diesem

Herbst nicht nur Schwangere, chronisch Kranke und ältere Menschen gegen die Grippe impfen lassen, sondern auch deren enge Verwandten und andere Kontaktpersonen. Und zwar auch Säuglinge ab dem Alter von sechs Monaten und Kinder.

Das macht Sinn. Zum einen, um die Kinder selbst zu schützen, denn jedes Jahr suchen Hunderte von ihnen mit Influenzasymptomen in Notfallstationen Hilfe. Zum anderen, weil die Impfung bei Kindern besonders effektiv wirkt. 90 Prozent der Kinder und jungen Erwachsenen sind danach vor einer Infektion geschützt. Bei den älteren Personen

sind es dagegen lediglich 50 Prozent.

Klar ist: Diese neue Strategie wird hitzige Debatten auslösen und manche Impfgegner auf den Plan rufen. Zu emotional ist das Thema aufgeladen.

Umso wichtiger ist es, bei den Fakten zu bleiben. Und die zeigen beispielsweise in England, dass eine Grippeimpfung bei Kindern die ganze Gesellschaft schützen kann. Seit das Königreich alle Schulkinder impft, hat sich die Zahl der Grippetoten von jährlich 11'000 auf 312 verringert – ein sensationeller Erfolg.

Worauf warten wir also noch?
Schweiz — 2/3

Fabienne Riklin,
Nachrichtenredaktorin



SRF kämpft verzweifelt gegen die Bedeutungslosigkeit

Der Sender will sich neu ausrichten. Die Gebühren zu rechtfertigen, wird mit dem neuen Konzept nicht einfacher, konstatiert Rico Bandle

Auf dem Instagram-Kanal der SRF-Nachrichtenredaktion finden sich lauter News, die in einem oder zwei Sätzen erzählt sind. «Mehrere Tote bei Waldbränden in Kalifornien», lautet eine Schlagzeile, «Villa wird verschoben» eine andere. Die Aufmachung erinnert an die simplen Kurzmeldungen auf den Bildschirmen im öffentlichen Verkehr, die meist von privaten Medienhäusern geliefert werden.

Genau diesen Bereich will SRF in Zukunft massiv ausbauen, wie Direktorin Nathalie Wappler diese Woche mitteilte. Beim klassischen Fernsehen und Radio wird gekürzt – gestrichen werden auch altgediente Sendungen wie «Eco»

oder «Sport aktuell» – dafür fliesen mehr Mittel in den Online- und Social-Media-Bereich.

Der Grund ist klar: Junge Leute erreicht man über die klassischen Kanäle kaum mehr. Das SRF-Publikum ist überaltert. Dass der Sender handeln muss, ist unbestritten. Mit den aktuellen Plänen dürfte er aber noch stärker in eine Legitimationskrise geraten. Denn Gebühren sind nur dann gerechtfertigt, wenn damit etwas entsteht, was der Markt nicht oder bloss in ungenügender Qualität liefern kann.

Beim Fernsehen ist dies der Fall: Für Private lohnt es sich nicht, aufwendige Nachrichtensendungen oder Dokfilme zu produzieren. Auf

sozialen Medien sind die Voraussetzungen völlig anders: Kurznews und Erklärfilmchen gibt es bereits mehr als genug. Weshalb soll man dafür eine Abgabe bezahlen? Dasselbe gilt für Comedy-Clips und lustige Memes, in diesen Bereich will SRF zwecks Klickvermehrung ebenfalls kräftig investieren.

SRF betont, dass auch ein neues «Investigativ-Desk» für die digitale Berichterstattung vorgesehen ist. Dieser Schritt ist nicht minder fragwürdig: Mit einem nahezu deckungsgleichen Onlineangebot macht der öffentliche Sender den privaten Qualitätsmedien das Leben schwer, die um jeden zahlenden Kunden kämpfen müssen.

Rico Bandle,
Redaktor

